

„Sie sollen die traurige Geschichte nicht so oft hören“

Ein Besuch im Campo Muslim von Cotabato

Auf morastigem Untergrund stehen Hunderte von Pfahlhütten eng beieinander. Dazwischen schmale Durchgänge, hölzerne Latten, über die wir balancieren, um keine nassen Füße zu bekommen, vor allem aber um nicht mit dem Abfall in Berührung zu kommen, der den Boden nahezu bedeckt. Es stinkt nach dem Unrat, den die Ratten verschmählt haben.

Es ist Sonntagmorgen, 30 Grad Hitze, und wer im Campo Muslim nicht ohnehin arbeitslos ist, der genießt nun den freien Tag. Die Männer tragen westliche Kleidung, kurzärmelige Hemden, Jeans oder leichte Leinenhosen, während die Frauen in lange Kleider gehüllt sind, die Arme und Beine verdecken. Ein Kopftuch verbirgt die Haare, das Gesicht ist unverschleiert.

Eigentlich ist der islamische Ruhetag nicht der Sonntag, sondern der Freitag. Doch in den Philippinen gilt der christliche Kalender. Die Mehrheit im Lande hat sich durchgesetzt.

Im Campo Muslim ist die islamische Glaubensgemeinschaft unter sich. Die Menschen sind arm und sie sind keineswegs freiwillig hierher gekommen, betont Amina Sandai, eine 50-jährige Witwe, die uns in ihre Hütte einlädt. Bevor sie uns ihre Geschichte erzählt, schickt sie ihre acht Kinder hinaus. „Sie sollen die traurige Geschichte nicht so oft hören“, erklärt Amina. Dann fährt sie fort: „Wir hatten in Cabuntalan, in der Maguindanao-Provinz einen kleinen Bauernhof. Vor acht Jahren begannen die Militärs eine Operation gegen die Guerilla in dieser Region. Sie zwangen uns, unser Land zu verlassen. Mein Dorf wurde dem Erdboden gleichgemacht, das Militär hat alle Häuser abgebrannt, um den Guerilleros der Moro National Liberation Front die Basis zu entziehen.“ Immer waren es die Moros, wie die spanischen Kolonialherren die Muslime einst verächtlich nannten. Sie mußten und müssen heute noch weichen, wenn sie der hauchdünnen Oberschicht der christlichen Mehrheit auf den Philippinen im Wege stehen.

Der Campo Muslim ist in Privatbesitz. 40 Pesos Monatsmiete kostet das Gelände für eine kleine Hütte, das sind rund drei Mark. Als vor zwei Jahren der Besitzer wechselte, gab es die ersten großen Unruhen: die Flüchtlinge, inzwischen von den christlichen Politi-

kern im Stadtrat „Slumbewohner“ genannt, protestierten gegen neuerliche Umsiedlungspläne. „Wir tun doch hier niemandem etwas“, ereifert sich Amina, „wir haben uns doch nie beschwert, weder als wir hier ankamen und der Platz bis zu zwei Metern tief im Wasser stand, noch wenn das Wasser, das wir teuer bezahlen müssen, nicht aus den Leitungen kommt.“

Während unseres Besuches hat uns die Muslime nichts zu essen und nichts zu trinken angeboten. Denn es ist Ramadan, der islamische Fastenmonat. Auch Aminas Kinder fasten, bis auf den Sechsjährigen, der eine Bronchitis hat. Sein Name ist Mubarak.

Vor der 12 Uhr Predigt wollen wir noch den Imam, den Prediger besuchen. Wir machen uns auf den Weg zu seiner Hütte. Imam Ama Assarida Achmad ist Anfang 60. Er trägt einen dünnen, grauen Kinnbart und die weiße Kopfbedeckung, die ihn als einen Hadschi ausweist, als einen Gläubigen, der die von Mohammed befohlene Pilgerreise nach Mekka schon vollbracht hat. Der Imam bittet uns in seinen Wohnbereich. Wir klettern über eine Holzleiter in die obere Etage. Eine Hütte mit zwei Etagen ist ein Zeichen bescheidenen Wohlstands. Im Heer der Armen im Campo ist der Prediger ein reicher Mann. „Ja, es hat hier Demonstrationen gegeben während des Golfkrieges.“ Der Imam beantwortet unsere Fragen mit Geduld, obwohl er sichtlich nervös ist. „Die Demonstrationen waren gegen den irakischen Herrscher Saddam Hussein gerichtet, denn es geht nicht an, daß ein muslimisches Land ein anderes muslimisches Land – in diesem Falle Kuwait – bekämpft“, erklärt der Prediger. „Doch es gibt auch viele, die für Saddam Hussein sind, weil er gegen Nichtmuslime, wie beispielsweise die Amerikaner, kämpft.“

Wie es denn um die neue Autonomieregelung stehe, wollen wir von Imam Achmad wissen. „Die Form von Autonomie, die wir nun bekommen haben, macht mehr kaputt, als daß sie uns etwas nützt. Sie hat uns noch nichts Gutes gebracht“, so der Prediger, „denn die politischen Ämter haben diejenigen in der Provinzregierung inne, die gar nicht nach Autonomie gefragt haben, die Christen und die alten Politiker, die schon immer im Amt waren. Wie sollen

die für uns etwas bewirken?“ fragt der Imam und lacht, wobei sein Gesichtsausdruck ernst bleibt. Er fände es gut, wenn islamisches Recht eingeführt würde, zum Beispiel bei der Strafgesetzgebung. Ein Dieb, der nach islamischem Recht die Finger abgehackt bekommt, diene viel mehr der Abschreckung, als eine Geldstrafe, wie es bei den Christen üblich sei. Ob es denn einen christlich-muslimischen Dialog gebe, wollen wir noch von unserem Gastgeber wissen. Doch auf diese letzte Frage bekommen wir keine Antwort mehr. Darüber so der Prediger, kann nur die Versammlung der Imame Mindanaos entscheiden.

Inzwischen steht die Uhr auf viertel vor zwölf, Zeit für den Moscheebesuch. Es sind vor allem die Männer, die zum Gebetshaus streben, während der Muezzin über einen blechern klingenden Lautsprecher Allah als den Größten preist. Vor dem bescheidenen Zementgebäude stehen bereits zahlreiche Schuhpaare. Denn die Moschee darf nur barfuß betreten werden. Vor dem Eingang bittet uns ein Hodscha, ein Koranlehrer, Abstand zu halten. Denn die Moschee ist für Ungläubige nicht zugänglich. Der Hodscha spricht höflich, wenn auch sehr bestimmt zu uns, wobei er seine Erregung nicht verbergen kann. Dann bricht es aus ihm heraus: „Geht doch nach Saudi Arabien, wenn ihr über den Islam und die Muslime berichten wollt. Dort gibt es wunderschöne Städte mit prächtigen Moscheen. In den arabischen Ländern sind die Muslime reich, sie haben genug zu essen und schöne Kleidung. Geht zu ihnen, wenn ihr über die Muslime berichten wollt. Kommt nicht hierher in unsere Armut.“

Hilde Herzog/ Joshua Klindtworth

